8

Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Jährlich: RM 8.—, halbjährlich: RM. 4.—, vierteljährlich: RM. 2.—. Einzelnummer 20 Rpf. / Verlag, Auslieferung des „Jüdischen Echos“: München, Herzog-Max-Straße Nr. 4.

INHALT:

Anzeigen: Die viergespaltene Millimeter-Zeile: 30 Rpf. / Familien-Anzeigen Ermäßigung / Anzeigen-Annahme: Verlag des Jüdischen Echos, München, Herzog-Max-Straße 4 / Fernsprecher 93099 Postscheck-Konto: München 3987.

Nr. 7 | **München, 15. Februar 1929** | **16. Jahrgang**

1929 Wochenkalender 5689

	Februar	Schebat	Bemerkungen
Sonntag	17	7	
Montag	18	8	
Dienstag	19	9	
Mittwoch	20	10	
Donnerstag	21	11	
Freitag	22	12	
Samstag	23	13	תצוה

Das Jüdische Echo

Nummer 7 **15. Februar** **16. Jahrgang**

Der Zionismus und die nichtjüdische Welt

Von Gerhard Holdheim

Im nachfolgenden veröffentlichen wir mit der freundlichen Erlaubnis des Verlags ein Kapitel aus dem ersten Teil des vor kurzem bei C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin, erschienenen neuen Buches von Gerhard Holdheim: „Palästina. Idee, Probleme, Tatsachen.“ (Preis broschiert RM. 3.50, geb. RM. 4.80.) Der Autor, einer der bekanntesten zionistischen Publizisten und einer der besten Kenner des Gegenstandes, hat sich mit diesem Buch nicht die Aufgabe gesetzt, das ganze Wissen über und um Palästina systematisch und erschöpfend in einem wissenschaftlichen Werke niederzulegen, dazu ist der Stoff heute schon viel zu umfangreich, und ein dicker Foliant würde nicht genügt haben, alles Material unterzubringen. Das Ziel, das sich Holdheim gesteckt hat, in die Gedankenwelt des Zionismus einzuführen und über die Wirklichkeit Palästinas, insbesondere über den Stand des jüdischen Aufbauwerkes zu berichten, hat er jedoch voll und ganz erreicht. In dem ersten, der zionistischen Idee gewidmeten Teil seiner Arbeit behandelt Holdheim den heute seiner Meinung nach kaum mehr umstrittenen jüdischen Volksbegriff; er gibt eine Übersicht über die Lage des Judentums zur Zeit der Emanzipation, über das moderne Judenproblem und die Palästinaidee; er zeigt die Stellungnahme der nichtjüdischen Welt zum Zionismus auf, spricht über das Wesen des jüdischen Nationalismus — freilich, wie man zugeben wird müssen, nicht sehr tief — und orientiert schließlich in den „Zionistenkongreß“, „Zionistische Arbeit in der Diaspora“, „Zionismus und Palästina“ überschriebenen Kapiteln über die aktuellen Probleme der Zionistischen Weltorganisation.

Der zweite Teil versucht in 11 Kapiteln einen Querschnitt durch die geographischen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Palästinas zu geben; der Kenner wird zwar nicht viel Neues erfahren, an mancher Einzelheit der Darstellung vielleicht sogar Kritik üben müssen und auch manches vermissen, jedenfalls aber wird er für die Zusammentragung und systematische Anordnung des sonst nur in vielfacher Zerstreuung vorhandenen Materials dankbar sein; für den aber, der sich über die Tatsachen Palästinas erst Belehrung holen will, ist dieses Buch geradezu von unschätzbarem Werte, und es gibt schlechterdings augenblicklich nichts, was ihm an die Seite zu stellen wäre. Die zionistische Überzeugung des Autors hat ihn nicht gehindert, bei der Darstellung der palästinensischen Probleme mit strengster Objektivität zu verfahren und so wird jeder, der sich mit Palästina beschäftigt, mit Freude und Dank das Buch Holdheims benützen, dem möglichst rasch aufeinander folgende neue Auflagen schon deshalb zu wünschen sind, damit die Daten auf modernem Stand gehalten werden können. Vielleicht kann dann auch die dem Buch (das übrigens in einem Anhang den Text des Palästinamandats enthält) beigegebene etwas rohe Kartenskizze durch eine richtige Landkarte ersetzt werden.

I. E.

* * *

Das starke Bewußtsein eines neuen Jude-Seins erfährt eine mächtige Anfeuerung durch die Reaktion der Nichtjuden auf die jüdische Leistung in Palästina. Schon heute, wo das Werk noch in seinen Geburtswehen liegt, geht ein großes Staunen durch die Welt. Man kann es kaum begreifen, daß das Judentum entschlossen ist, wieder aktiv in die Geschichte einzugreifen und neues, schöpferisches Leben auf eigenem Boden anzustreben. Denn das war doch die tiefste Wurzel des Antisemitismus, daß die Juden ein vom Quell des Lebens entferntes, gespensterhaft durch die Welt wandelndes Element darstellen. Ein Volk, das ohne staatlichleibliche Existenz, ohne natürlichen Schwerpunkt sich zum Spielball in der Hand der Nationen degradierte, mußte Affekte herausfordern und der Mißachtung anheimfallen. Die geistigen Kräfte des Judentums wurden nicht verstanden; seine physische Schwäche, seine Gestaltlosigkeit aber empfand man und benutzte sie als Ziel blinder Instinkte. Wäre es nur die Fremdartigkeit des jüdischen Volkes gewesen — nie hätte die Abneigung so einzigartige Formen annehmen können.

Die Rückkehr der Juden nach Palästina bildet die Einleitung einer neuen Epoche in der Weltbeurteilung des jüdischen Volkes. Eine Menschengruppe, die sich bisher fast widerstandslos zertreten ließ und nur als Bettler und Bittsteller der Welt gegenübertrat, verlangt plötzlich vor aller Öffentlichkeit sein Recht auf Eigenexistenz. Von überall her strömen Delegierte zusammen und verkünden in feierlichen Akten das Bewußtsein ihrer nationalen Einheitlichkeit und den entschlossenen Willen, für die Wiederaufrichtung ihres alten Heimatlandes zu kämpfen. Dieses gequälte, stumm leidende Volk klagt plötzlich die Völker an und verlangt Wiedergutmachung des ihm angetanen Unrechts.

Die Welt horchte auf, Staatsmänner vieler Länder begannen sich zu interessieren, und es entstand ein unbekanntes Gefühl des Respekts vor der neuen Bewegung.

Die Grundforderungen des Zionismus sind inzwischen erfüllt. Was Theodor Herzl von Anfang an begriff: daß nicht nur die Juden, sondern die gesamte Kulturwelt an der Judenfrage, „diesem verschleppten Stück Mittelalter“, leide — es ist schließlich die Erkenntnis der verantwortlichen Staatsmänner geworden. Wohl bei keinem Punkte der politischen Neuordnung ist eine solche Einmütigkeit der Völker festzustellen wie da, wo es galt, den historischen Anspruch des jüdischen Volkes auf Palästina zu proklamieren. Aber man hat — um Lloyd Georges Wort zu gebrauchen — den Juden nur den „Start“ gegeben. Man hat ihnen eine politische Chance gewährt und das selbstver-

ständliche Verlangen daran geknüpft, daß das Werk aus eigener jüdischer Kraft entstehe. Schon in wenigen Jahren hat sich gezeigt, daß starke gemeinschaftsbildende Kräfte in den Juden lebendig sind und sie die Fähigkeiten haben, ein Bauernvolk zu werden. An neue Werte des Geistes hatte man gedacht, aber nicht an ein Pioniertum, das im Kampfe um die Urbarmachung des Bodens „bewußt Leben und Gesundheit in die Schanzen schlägt“. Es sei wörtlich zitiert, was ein christlicher Freund des Zionismus, Regierungspräsident Dr. Haußmann (Stralsund), in seiner Rede bei der Kölner Tagung des Deutschen Komitees Pro Palästina im November 1927 hierüber aussagt: „Man kann nicht in den Sümpfen stehen und sich der Malariagefahr aussetzen, man kann nicht in der Tropensonne Steine brechen und Straßen bauen, wenn man nicht diesen starken Idealismus im Herzen trägt. Diese Kreuzzugsstimmung ist das Neue und ungeheuer Wertvolle, was der Zionismus dem Aufbauwerk gegeben hat. Die Juden arbeiten in Palästina mit einer Entsagung und mit einem Ernst, der vorbildlich ist. Heroentaten der Arbeit werden dort vollbracht, auf die jedes Volk Ursache hätte stolz zu sein.“

Ängstliche Judengemüter, aber auch intrigante Gegner haben stets dem Zionismus entgegengehalten, er müsse zwangsläufig eine Intensivierung des Antisemitismus herbeiführen. Ein solcher Einwand ließ sich doch so einfach begründen. Man deduzierte: Der Zionismus erklärt die Juden der Welt als Nation, er proklamiert Palästina als Heimat des Judentums; ergo bilden die Juden in den Diasporaländern einen „Staat im Staate“, und die Antisemiten werden es nunmehr sehr leicht haben, den Juden ihre Fremdheit und staatliche Unzuverlässigkeit nachzuweisen.

Gegen solche beliebten „Argumente“ konnten wir schon vor dem Kriege mit gegenteiligen Erfahrungen antworten. Schon damals zeigte sich immer wieder der gewaltige Eindruck, den der Wille zur Selbsthilfe und das offene Bekenntnis zur eigenen Art bei der Mitwelt hervorriefen. Heute kann solch feige Bedenklichkeit nur ein bitteres Lächeln auslösen.

Wir stehen inmitten einer großen, nie erträumten Weltbewegung für das wiedererwachende Judentum. Diese radikale Umwandlung der Gesinnung ist keineswegs nur auf intellektuelle Erwägungen und moralische Anwandlungen zurückzuführen. Daß für die Lösung des Judenproblems etwas Entscheidendes geschehen müsse — diese Erkenntnis konnte vor zehn Jahren zwar Sympathieerklärungen der Regierungen und politische Zusicherungen herbeiführen. Die Überzeugung aber, daß das Judentum über die aufbauenden Kräfte verfügt, ohne die solch gigantisches Werk nicht gelingen kann — sie hatte damals noch nicht bestanden.

Der große Gesinnungswandel trat erst ein, als die zweifelnde Welt die Pionierleistungen eines produktivierten jüdischen Volkes sah. Man lese beliebige Reiseberichte von Nichtjuden über Palästina. Man lese die Reden und Aufsätze eines Bernstorff und Becker, Godart, Rappard, Vandervelde, Macdonald, Wedgwood, Masaryk, Benes, um nur einige markante Namen aufzuzählen. Immer wieder: Bewunderung für das schaffende Erez-Israel. Immer wieder die gleiche Grundstimmung, die General von Schoenaich am Schlusse seines Buches über Palästina in die Worte kleidet: „Noch nie sah ich Menschen so freudig in freiwillig gewählter Schicksalsgemeinschaft...“

Als der Zionismus noch in seinen Anfängen steckte und wir als junge Studenten um die Erkenntnis des Judenproblems uns mühten, da war eiserner Bestandteil unseres Lehrgebäudes: Wir bekennen uns zu unserem Volke, glanz gleich, was die andern dazu sagen. Wir proklamieren als die erzieherische Aufgabe des neuen Judengeschlechts, endlich damit aufzuhören, unser Tun und Lassen auf die Wirkungen abzustellen, die wir bei der Umwelt erzielen könnten. Auch dann, wenn der Zionismus eine neue Welle des Antisemitismus heraufbeschworen hätte, würden wir nicht abgelassen haben, unsere Überzeugung auszusprechen und unsere Forderungen anzumelden. Aber wir waren im tiefsten davon überzeugt, daß, wenn überhaupt die Judenfeindschaft der Völker zu überwinden sei, nur der Zionismus dieses Werk vollbringen könnte. Die Erfahrung hat gezeigt, wie sehr wir mit diesem Glauben im Rechte waren.

Was so viele Juden noch immer nicht verstehen wollen, die Vereinbarkeit von jüdischem Nationalbewußtsein mit echter Loyalität gegenüber dem Staat, in dem wir leben: für den Nichtjuden ist es kein Problem. Die Zeit, wo die Staaten in der Existenz national-bewußter Minoritäten eine Gefährdung der staatlichen Entwicklung erblickten und um jeden Preis nationale Tendenzen zu unterdrücken suchten, ist vorbei. Es hat sich gezeigt, daß die zwangsmäßige Forderung des Bekenntnisses zu einer *Staatsnation* genau so unberechtigt ist wie in früheren Jahrhunderten das Verlangen des absolutistischen Staates nach einer einheitlichen *Staatsreligion*. *Cuius regio eius religio*, hieß die Parole mittelalterlicher Machthaber. *Cuius regio eius natio*, postulierte noch eine Zeit, die die modernen Ideen der Aufklärung rezipiert zu haben wähnte.

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat mit großer Deutlichkeit die Schäden aufgezeigt, die eine Hypertrophierung des Staatsgedankens im Gefolge hat. Es braucht nur an die berüchtigte Nationalitätenpolitik des alten Österreich sowie an die wilhelminische Elsässer- und Polendrangsalierung erinnert zu werden, die das Unglück der beiden Staaten in hervorragendem Maße mitverschuldet haben.

Die Erkenntnis, daß es die Aufgabe des Kulturstaates ist, ein möglichst freiheitliches Zusammenleben seiner Bürger zu gewährleisten, gewinnt immer mehr an Boden. Schon in seinem eigensten Interesse muß der Staat darauf verzichten, seine natürlichen Kompetenzen zu überschreiten und die Gesinnungen zu reglementieren. Sein wohlverstandenes Ziel kann nur sein, in weitesten Kreisen seiner Bevölkerung eine echte Staatsgesinnung zu erzeugen. Druck erzeugt Gegendruck. Der Staat kann seine Menschen wohl zur Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflichten zwingen, jedoch nicht zur Liebe. Je weniger er sich in Lebenssphären einmischt, die der persönlichen Überzeugung des einzelnen unterstehen oder von Gruppenbildungen abhängig sind, um so besser wird es ihm gelingen, die Anhänglichkeit und die Beziehungen zu sich zu vertiefen.

Aber selbst dann, wenn durch Unterdrückung und Niedertracht trübe Erinnerungen an den Staat assoziiert werden müssen, ist das natürliche Liebegefühl zum heimatlichen Land niemals zu eliminieren. Wie hingen die russischen Juden trotz des zaristischen Regimes an ihrem „Mütterchen Rußland!“ Das Erlebnis der eingeborenen Heimat ist Elementarereignis. Das Land, in dessen Sprache man seine ersten Laute gestammelt hat, dessen Kultur man seine Erziehung verdankt, dessen Landschaft zum Erlebnis wurde — es läßt Bil-

dungen entstehen, die kein Willensakt und keine Anfeindung zerschneiden kann.

Unser Problem lautet somit nicht: Ist der Zionismus fähig, den deutschen Juden ihr deutsches Heimatsbewußtsein zu rauben? Sondern: Hat er die Kraft, eine seelische Verbundenheit mit dem jüdischen Palästina herzustellen? Nur Juden, die auch in einem freiheitlich regierten Lande noch immer ein absolutistisches Gesinnungsdiktat am Werke sehen, können sich zu der Meinung versteigen, daß das jüdische Nationalbewußtsein in Widerspruch stehen muß zu dem natürlichen Erlebnis des Wohnlandes. Der Nichtjude begreift das Problem besser. Es hieße Seiten füllen, wollten auch nur Stichproben aus den zahlreichen Reden gegeben werden, die hervorragende Nichtjuden in letzter Zeit über dieses Thema gehalten haben.

Reichsverband und Preußentagung

Die Landesversammlung des preußischen Gemeindeverbandes hat in ihrer Sitzung vom 4. Februar den Entwurf der Verfassung des Reichsverbandes mit 46 gegen 45 Stimmen abgelehnt. Das Ergebnis war einigermaßen überraschend, nachdem der Rat des Preußenverbandes den Entwurf mit großer Mehrheit gutgeheißen und sich auch bei der vorhergegangenen Einzelabstimmung in der Tagung selbst für die sämtlichen Paragraphen des Entwurfs eine Mehrheit, wenn auch zum Teil nur eine knappe Mehrheit gefunden hatte. — Die Mehrheit, die den Entwurf schließlich abgelehnt hat, setzte sich zusammen aus Volkspartei, Poale Zion, Mittelpartei sowie aus einigen Liberalen und Konservativen. Die Motive, aus denen die Ablehnung erfolgt ist, waren — das ließ die Debatte und die vorausgegangene Pressepolemik erkennen — bei den beteiligten Gruppen sehr verschieden. Daß maßgebende Kreise im Centralverein den Reichsverband als eine unerwünschte Konkurrenzorganisation (übrigens sicher zu Unrecht) perhorreszierten, war bekannt. Es erklärt sich daraus, daß führende Persönlichkeiten des Centralvereins durch ihre Abstimmung (z. B. Dr. Bruno Weil) oder durch Stimmenthaltung (so der Direktor des Centralvereins) die Ablehnung des Entwurfs Hand in Hand mit ihren politischen Gegnern herbeigeführt haben. — Die religiöse Mittelpartei hatte das Bedenken, daß durch die Festlegung von zwei religiösen Hauptrichtungen in der Reichsverbandsverfassung der von ihr vertretenen mittleren Richtung der ihr gebührende Einfluß versagt werde. — Die stärkste und entschiedenste Opposition ging von der Jüdischen Volkspartei aus, die ihre Argumente auf der Tagung, vorher und nachher durch ihre Wortführer Dr. Kollenscher und Dr. Sandler vortragen ließ. Daß wir uns in dieser Frage nicht im Einklang befinden mit unseren Gesinnungsfreunden in Preußen, haben wir in den früheren Stadien der Behandlung des Reichsverbandsproblems mehrfach dargelegt. Auch die jüngsten Ausführungen in der Presse und auf der Tagung vermögen uns nicht umzustimmen. Es soll hier keineswegs behauptet werden, daß die Formulierung in dem durch die Vertreter der sämtlichen Landesverbände festgestellten Entwurf die ideale Lösung des Problems „Reichsverband" gebracht hat. Jedes Werk dieser Art ist nur als ein Kompromiß zwischen den verschiedenen Wünschen und Strömungen möglich, und diese Entstehung wird in gewissem Sinne als ein Mangel dauernd dem Werke anhaften. Nur werden die einzelnen je nach ihrer Parteistellung die Mängel in ganz entgegengesetzter Richtung suchen und finden. In den Vorberatungen, die über drei Jahre sich hingezogen haben, schien in dem jetzt in Preußen abgelehnten Entwurf eine Lösung gefunden, auf die sich die Länder und Parteien — niemand ganz ohne Verzicht auf eigene Wünsche — zusammenfinden konnten. — Unsere Freunde in Preußen habe sich nun geweigert, die Kompromißlösung zu akzeptieren. Es wird die Frage auftauchen, ob an Stelle dieser Lösung eine andere geboten werden kann, die Aussicht auf Verwirklichung hat, ob die Sandlersche „Prognose" richtig ist: der „Reichsverband ist tot, es lebe der Reichsverband". Kollenscher und Sandler setzten sich erneut für die 1921 vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebund beschlossenen Verfassung ein, weil hier ein geschlossener einheitlicher Verband geschaffen werden sollte, während der jetzt abgelehnte Entwurf, der sich auf den Landesverbänden aufbaut, „die Mainlinie verewige" und „die Einheit des deutschen Judentums geradezu gefährde". — Wir fühlen uns gänzlich frei von jeder Spur vom bayerischen Partikularismus; wir schätzen und lieben die preußischen — auch die Berliner — Juden, nicht weniger als die südlich des Mains vorhandenen. Aber von der sentimentalen Seite darf man an das Problem ebensowenig herangehen, wie man es mit der politischen Phrase vom Einheitsstaat einer Lösung näherbringt. Der Reichsverband soll — über seine Aufgaben bestehen wenig Meinungsverschiedenheiten grundsätzlicher Art — neben einer repräsentativen Vertretung der deut-

schen Judenheit nach außen und innen — ganz bestimmte praktische Aufgaben (religiöser, sozialer, auch politischer Art) erfüllen, Aufgaben, die von den einzelnen Gemeinden und Verbänden aus Mangel an Mitteln und, weil sie über ihren Wirkungsbereich hinausgehen, nicht allein gelöst werden können. Um diesen Aufgaben gerecht zu werden, braucht der Reichsverband Mittel. Hat er sie, so wird er leistungsfähig und stark sein. Fehlen sie ihm, so wird er schwach und bedeutungslos bleiben. Nur eine Form, die auch das Finanzproblem befriedigend löst, kann daher als geeignet für den zu schaffenden Reichsverband erachtet werden. Diese Einsicht führte aber allein schon dazu, den Reichsverband über die Landesverbände entstehen zu lassen. — Nach der geltenden Reichsverfassung ist das Recht der religiösen Körperschaften und ihrer Besteuerung Sache der Länder. Gemeinden und Landesverbände schöpfen ihr Finanz- und Steuerrecht aus der Gesetzgebung ihres Landes. Eine „Reichskirchensteuer" neben den örtlichen und Landesumlagen gibt es nicht, — das sind Tatsachen, an denen man nicht achtlos vorübergehen oder die man als unwichtig beiseite schieben kann. Wir können den Einheitsstaat auch auf diesem Gebiet wünschen und politisch für zweckmäßig erachten. Solange er nicht da ist, müssen wir uns aber in die gegebenen Verhältnisse fügen.

Ein Reichsverband wird nach der geltenden Rechtslage sich nur stützen können auf die Beiträge der Einzelgemeinden oder auf solche der Landesverbände. Daß die Gemeinden aus ihren Etats den Reichsverband ausreichend finanzieren werden, wird nach den bitteren Erfahrungen, die gerade der Preußenverband mit seiner Verbandsumlage auf die Gemeinden gemacht hat, kaum erwartet werden dürfen. Die preußischen Gemeinden, die zum Teil nicht oder nur mit größter Mühe zu bewegen sind, 0,8 Prozent des Einkommensteuer-Solls ihrer Mitglieder an den Landesverband abzuführen, werden schwerlich willige und opferbereite Steuerträger für einen neben dem Landesverband zu schaffenden Reichsverband sein. In den übrigen Ländern ist die Bereitschaft sicher nicht größer. — So bleiben als Träger der Reichsverbandslasten wiederum nur die Landesverbände. Sind diese aber finanziell die Träger des Reichsverbandes, so werden sie auch organisatorisch eine entsprechende Stellung in dem Bau des Verbandes einnehmen müssen. Der Deutsche Jüdische Gemeindebund auch mit der Verfassung von 1921 oder ein sonstiger aus allgemeinen Wahlen der deutschen Juden hervorgegangener Deutscher Judentag wird nicht erwarten, jedenfalls nicht erzwingen können, daß die Landesverbände die von ihnen votierten Ausgaben wirklich bestreiten. — Das Problem aber muß gelöst werden; sonst wäre der zu schaffende Reichsverband wirklich das „machtlose Gebilde", als welches Dr. Kollenscher den im Entwurf vorgeschlagenen Verband auf der Preußentagung charakterisiert hat.

Es muß allerdings zugestanden werden, daß auch der im Entwurf vorgeschlagene Reichsverband eine wirkliche Machtposition — die moralische Position wird immer stark von der finanziellen abhängig sein — nur erlangen konnte, wenn er von starken, leistungsfähigen Landesverbänden getragen und gestützt worden wäre. Und hier liegt wohl der eigentliche tiefere Grund für das Scheitern des Projektes. Solange der preußische Landesverband finanziell so schwach ist, wie bisher, fühlt er sich mit Recht der Aufgabe nicht gewachsen, auch noch Hauptträger einer Reichsorganisation zu sein. Der preußische Landesverband mit seiner mehr als zehnfachen Bevölkerungszahl bringt nur unwesentlich mehr Steuern auf, als der im Verhältnis ganz kleine bayerische Landesverband (RM. 830 000.— gegen RM. 630 000.—). So kam es auch, daß die als vorläufige Einrichtung im vorigen Jahr ins Leben getretene Reichsarbeitsgemeinschaft die von allen Seiten als notwendig erkannte Fundierung der Rabbiner- und Lehrerbildungsanstalten sowie andere wichtige „Reichsaufgaben" nicht verwirklichen konnte, weil die preußischen Vertreter auf ihre leeren Kassen hinwiesen. Dem kann aber nur dadurch abgeholfen werden, daß der Preußenverband endlich das durchsetzt, was die übrigen (zum Teil auch nicht älteren) Landesverbände für sich längst erreicht haben: ein unmittelbares Steuerrecht des Landesverbandes. Ist dies einmal erreicht, verfügt der preußische Landesverband dann über eigene Steuereinnahmen in angemessener Höhe, dann erst wird für Reichszwecke ein genügender Betrag bereitgestellt werden können und ein dann zu gründender Reichsverband auch nicht aus Mangel an Mitteln ein „machtloses Gebilde" sein müssen.

Dann — und erst dann — wird man sich auch über die Form der Organisation leichter einigen können als heute. Dr. E. St.

Wandlungen

Von unserem Berliner Berichterstatter
(Die Gemeinde — Vorträge)

Des berühmten Physikers Professor Planck Quantentheorie gilt auch für die Entwicklung im Leben von Gemeinschaften. Die Umformung eines Zustandes in einen anderen von ganz verschiedentlichem Gepräge vollzieht sich allmählich aber nicht in einer geschwungenen, ungebrochenen Linie, sondern ruckweise, kaskadenartig. Der alte Satz, daß die Natur keine Sprünge kenne, erfährt eine vollständige Umkehrung. Die Natur kennt nur Sprünge. Es ist wohl eine Vorbereitungszeit notwendig, dann aber vollzieht sich eine Katastrophe, allerdings so geringen Ausmaßes, daß sie nicht sensationell wirkt. In der Berliner Jüdischen Gemeinde ist seit Anfang Januar der Zionist Georg Kareski erster Vorsitzender. Diese Tatsache kam nicht unerwartet. Im Mai 1926 hatten die Repräsentantenwahlen die absolute Mehrheit einer jahrzehntelang am Ruder befindlichen Richtung, der liberalen, gebrochen, und es war vorauszusehen, daß die neue Mehrheitsgruppierung im Laufe ihrer Funktionsdauer auch einen Zionisten zum Vormann küren werde. Daß aber dieser Fall Wirklichkeit wurde, ist als kleiner Sprung zu betrachten, der die Entwicklung im Leben der deutschen Judenheit kennzeichnet. Vor 38 Jahren haben die ersten nationaljüdischen Versammlungen vor einem kleinen Kreise von Teilnehmern in Berlin stattgefunden. Junge Studenten aus Deutschland und Ruß-

land hielten Referate, deren Inhalt, wollte man ihn heute prüfen, wahrscheinlich ganz phantastisch, unklar und unseriös anmuten würde. Damals fühlten sich die Führer der Berliner Gemeindeverwaltung bewogen, jene Studenten zu verwarnen. Den aus Rußland gekommenen wurde angedroht, man werde veranlassen, daß sie von der preußischen Polizei des Landes verwiesen werden, wenn sie ihre verderblichen Ansichten weiter propagieren würden. Von ihrem Standpunkte aus hatten jene Männer, die sich zu Drohungen und Verwarnungen hinreißen ließen, nicht so unrecht. Sie ahnten instinktiv, daß jene Studenten eine große Macht darstellten, die in der Folge die Alleinherrschaft der damaligen Machthaber brechen würde. Denn hinter den Studenten stand eine große jüdisch-revolutionäre Idee. Es hat lange gedauert, es mußten welterschütternde Ereignisse kommen, aber schließlich haben die Ideen jener Studenten im jüdischen Leben gesiegt, und als sichtbarer Ausdruck dieses Sieges steht an der Spitze der größten jüdischen Gemeinde in Deutschland ein Zionist. Und siehe da, die Welt geht nicht aus den Fugen, das Judentum ist dadurch nicht gefährdet, kein Untergang droht dem Bestande der Berliner Judenheit — ganz im Gegenteil, man kann erhöhtes Interesse für jüdische Dinge feststellen, eine stärkere Aktivität in jüdischen Angelegenheiten, eine erfreuliche Entwicklung aller jüdischen Institutionen und eine Umkehrung des bisherigen Geistes der Resignation in der Berliner Judenheit in einen Geist des Werbens für jüdische Ideale innerhalb der Angehörigen der jüdischen Gemeinschaft.

* * *

Von den zahlreichen in der letzten Zeit in Berlin abgehaltenen Vorträgen und Veranstaltungen verdienen zwei Ereignisse besondere Beachtung. Gemeint ist zunächst der Bericht Professor Elbogens über die Eindrücke seiner im Herbst unternommenen Palästinareise. Was er an Gegenständlichem berichtete, ist allgemein bekannt und bedarf keiner Wiedergabe. Bemerkenswert ist die Feststellung dieses bedeutenden Gelehrten und mit dem historischen Judentum innigst verbundenen Forschers, daß das in Palästina in Verwirklichung befindliche Werk eine Voraussetzung für eine Renaissance ewiger jüdischer Werte ist. Daß Professor Elbogen mit gutem Recht als wesentlichen jüdischen Wert die spezifische Art der jüdischen Religiosität erachtet, ist nur gerechtfertigt. Wer sein Judentum nur religiös begründet sehen will, möge sich diese Meinung Professor Elbogens gründlich vorhalten. Wenn man jüdische Religiosität fördern und erhalten will, dann muß man zu „den Müttern hinabsteigen". Und die Quelle der ewigen jüdischen Werte ist und bleibt Palästina.

Aufsehenerregend waren in Berlin die Vorträge des ehemaligen Zöglings eines katholischen Priesterseminars, des zum Judentum übergetretenen Aimé Pallière. Der wesentlichste Inhalt des von ihm Ausgesprochenen war: Auf dem Wege der Theologie ist er zum Judentum gekommen. Er fand aber mehr als eine Religion, er fand ein Volk, mehr als allgemein-gültige moralische und ethische Maximen, er fand einen Lebensstil. Und nun ist es ihm klar: Judentum ist nicht lediglich Religionsgemeinschaft, ist nicht nur Nation, analog aufgefaßt, wie irgendeine Nation in Europa. Judentum ist ein soziologisches Phänomen eigener Art, das mit eigenen Maßen gemessen werden muß. Die Renaissancebewegung, welche sich im Palästinaaufbau ausdrückt, ist eine Gewähr für die ungebrochene Kraft jüdischen Wesens und jüdischer Ideen.

All das ist von den geistigen Führern des modernen Judentums und der jüdischen Renaissance oft und in vielleicht noch präziseren Worten zum Ausdruck gebracht worden. Daß aber ein Unvoreingenommener, Außenstehender zu den gleichen Ergebnissen kam, bedeutete ein Erlebnis und übte auf die Zuhörer eine unbeschreibliche Wirkung, um so mehr als es in schlichtester Art vorgetragen wurde. Die vielen Hunderte, die ergriffen den Worten Pallières lauschten, haben sich seine Ausführungen zu Herzen gehen lassen. Die Auszeichnung, mit der Vertreter verschiedenster Richtungen im Judentum Pallière begegneten, war ein äußeres Zeichen des Dankgefühles für diesen Mann, in dessen Worten man eine Bestätigung für die Richtigkeit der bisher verfochtenen Ansichten und Bestrebungen erblickte. m. w.

Zehn Jahre Reichsbund jüdischer Frontsoldaten

Berlin, 11. Februar. (JTA.) Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, der bekanntlich nur wirkliche Frontkämpfer nach strengster Prüfung aufnimmt, feierte am Samstag und Sonntag das Fest des zehnjährigen Bestehens. Die aus dem Reiche herbeigeeilten Delegierten vereinigten sich mit dem Bundesvorstand und den Mitgliedern der Berliner Ortsgruppe zu einer stimmungsvollen Feier im Herrenhaus, die von Musikvorträgen der Berliner Trio-Vereinigung (Prof. Mayer-Mahr, Prof. Heinrich Grünfeld und Alfred Wittenberg) umrahmt war. Der Bundesvorsitzende, Hauptmann d. R. a. D. Dr. Löwenstein, konnte zahlreiche Vertreter der Behörden begrüßen, sowie die Abgeordneten zahlreicher militärischer Verbände und jüdischer Organisationen.

Dr. Löwenstein sprach Worte des Gedenkens an die im Weltkrieg gefallenen Kameraden. Unter den Klängen des Liedes „Ich hatt' einen Kameraden" ehrte die Versammlung stehend das Gedächtnis der Toten. In einem Überblick über das vergangene Jahrzehnt legte der Vorsitzende die Arbeit und die Aufgaben des Bundes dar: Der Reichsbund zählt heute 16 Landesverbände mit mehreren 100 Ortsgruppen. Mit Erfolg kämpfte er gegen die Lüge an, daß die jüdische Bevölkerung im Kriege ihre Pflicht nicht erfüllt hätte. Der Reichsbund ist jetzt in der Lage, dokumentarisch

einwandfrei nachzuweisen, daß von den 540 000 deutschen Juden mehr als 100 000 im Heeresdienste gestanden haben; über 80 000 kämpften an der Front, 12 000 fielen auf dem Felde der Ehre. Noch in diesem Jahre wird das Gedenkbuch für die jüdischen Gefallenen erscheinen. Wir deutschen Juden, sagte der Redner, die seit anderthalb Jahrtausenden auf deutschem Boden leben, sollten es nicht nötig haben, uns gegen Leute wehren zu müssen, die uns als Rasse herabzusetzen versuchen. Das deutsche Judentum hat dem Vaterlande alles gegeben, was das Vaterland von ihm zu verlangen hat und ganz gewiß soviel als es seiner Zahl entspricht. Unser Kampf gegen den Antisemitismus wird nicht allein im Interesse der deutschen Juden, sondern auch im Interesse des deutschen Vaterlandes geführt. Unsere Devise bleibt: „Chasak we-emoz!" (Sei stark und mutig!)

Über die besonderen Aufgaben des Bundes sprach Rechtsanwalt Dr. Landenberger (Nürnberg), der auch die Grüße des bayerischen Landesverbandes des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten und des Landesverbandes jüdischer Gemeinden Bayerns überbrachte. Er referierte über die zwei Haupttätigkeiten des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten: Ertüchtigung der Jugend durch Sport und Gründung jüdischer Siedlungen in Deutschland. Namens des Preußischen Landesverbandes, der Reichsarbeitsgemeinschaft und der Jüdischen Gemeinde Berlin sprach Kammergerichtsrat Wolff ein kurzes Dankeswort. Der Vorsitzende, Dr. Löwenstein, brachte ein dreimaliges Hoch auf das deutsche Vaterland aus, in das alle Anwesenden einstimmten. Mit dem Absingen des Deutschlandliedes war die Kundgebung zu Ende.

Am Sonntag fand ein Festgottesdienst in der Synagoge Oranienburger Straße statt, bei dem Rabbiner Dr. Salomonski, der als Feldgeistlicher den Krieg mitgemacht hatte, die Predigt hielt. Auf den Gräbern der Garnisonsfriedhöfe und den Heldenmalen aller Konfessionen wurden Kränze des Reichsbundes niedergelegt. In den Germania-Sälen, Chausseestraße, fanden sportliche Vorführungen der Ortsgruppe Berlin statt, an die sich ein Zusammensein der Festteilnehmer schloß. Im Brüdervereinshaus, Kurfürstenstraße, gab der Bundesvorstand den Vertretern der Landesverbände und Ortsgruppen ein Festbankett. Bei den dort gehaltenen Reden kam noch einmal der ernste Wille zum Ausdruck, die Aufgaben des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten auch im zweiten Jahrzehnt seines Bestehens tatkräftig durchzuführen.

Von der jüdischen Wanderung

Sitzung der Exekutive der Emigrantenvereinigung Hias-Ica Emigdirekt in Berlin

Berlin, 6. Februar. (JTA.) Unter dem Vorsitz des Herrn Oskar Cohn fand am 20. Januar in Berlin die ordentliche Sitzung der Exekutive der Emigrationsvereinigung Hias-Ica-Emigdirekt statt.

Aus dem in der Sitzung erstatteten provisorischen Tätigkeitsbericht für das Jahr 1928 ist zu ersehen, daß auf allen Gebieten der Emigrationsarbeit ansehnliche Erfolge zu verzeichnen waren. Trotz der Einwanderungsbeschränkung seitens der argentinischen Regierung, die sich gegen Ende des vorigen Jahres geltend machte, erhöhte sich die jüdische Einwanderung auch in diesem Lande. Im Jahre 1928 wanderten nach Argentinien 2000 Juden mehr als im Jahre 1927 ein. Diese erhöhte Einwanderungsziffer ist auf die verstärkte Tätigkeit der von Hicem in den drei Hauptländern Südamerikas im verflossenen Jahre eingerichteten verschiedenen Institutionen für Emigrantenschutz, Arbeitsvermittlung, Kredithilfe, sowie für sprachliche und berufliche Ausbildung der jüdischen Emigranten zurückzuführen.

Außer in Südamerika entwickelte Hicem eine energische Tätigkeit, um in Ländern, wo die Einwanderung Beschränkungen unterworfen ist, die Einwanderung von Juden nach Möglichkeit zu verwerten. In Frankreich ist besonders die Tätigkeit des lokalen Komitees zur Unterbringung der hauptsächlich aus Polen stammenden jüdischen Einwanderer in der Landwirtschaft Frankreichs hervorzuheben.

Auch in den Auswanderungsländern wurde eine bedeutende Arbeit geleistet. Aus dem provisorischen statistischen Material ist zu ersehen, daß im Jahre 1928 mehr als 30 000 jüdische Wanderer sich an die verschiedenen Hicem-Komitees in Polen, Rumänien, Litauen, Lettland, Danzig, Belgien, Holland und Frankreich um Auskunft und Hilfe gewandt haben. In mehr als 10 000 Fällen wurde juristische und konsularische Hilfe (betreffend Auslandspresse, Dokumente, Visa usw.) geleistet. Auch in dem Berichtsjahre wurden für die Emigranten sehr große Erleichterungen beim Ankauf von Schiffskarten und Bahnbillets durchgesetzt.

Die sprachliche Ausbildung der Emigranten in den Auswanderungsländern hatte zufriedenstellende Resultate. Etwa 750 jüdische Auswanderer absolvierten Sprachkurse in Englisch und Spanisch. Das Experiment der landwirtschaftlichen und gewerklichen Ausbildung wurde im vergangenen Jahre fortgesetzt. Aus den bis jetzt erzielten Ergebnissen lassen sich endgültige Schlüsse noch nicht ziehen; so wird das

CHAIM LEDERERS RÜCKKEHR

VON SCHALOM ASCH

Autorisierte Übertragung aus dem Jiddischen von Siegfried Schmitz

6. Fortsetzung

5. Kapitel.

DER WOLF SCHLÜPFT IN SEIN FELL.

Als Mister Lederer senior von oben, vom Shop wieder hinunterkam, fand er im Geschäft seinen Sohn Morris, der vom Lunch zurückgekehrt war, und mit ihm den Großkunden Mister Nyfeld aus Cincinnati: Morris, der groß, breitschultrig und glattrasiert war, erinnerte durch seine dichten schwarzen Brauen an den Vater; doch nur in den Brauen lag diese Ähnlichkeit; die langen Falten in seinen Wangen, das lange Gesicht, die sichere, stolze Haltung — das alles gehörte einem anderen Menschen, das war auch ein anderer Mensch.

Schien es dem Alten nur so oder hatte der Schwager wirklich Morris schon erzählt, was für einen Empfang ihm der Vater bereitet hatte — Lederer kam es vor, daß sein Sohn ihn kühl empfing, obwohl Morris alles tat, um den Vater seine Achtung und Rührung zu zeigen. Tatsächlich hatte er, als man ihm sagte, der Vater sei zu den Arbeitern in den Shop hinaufgegangen, eine böse, unzufriedene Grimasse geschnitten. Das war völlig gegen das System, das reine Geschäftssystem, das er nach der Übernahme des Geschäfts eingeführt hatte. Doch Morris hatte sich fest vorgenommen, unter allen Umständen dem Vater seine höchste Achtung und kindliche Unterwürfigkeit zu zeigen, zumal durch den Austritt des Vaters aus dem Unternehmen die eigentliche Ursache ihrer gegenseitigen Antipathie, die Rivalität, wegfiel. Morris fürchtete den Vater nicht mehr. Er, Morris, war alleiniger Herr im Unternehmen und zu der ganzen Methode, nach der er es führte, paßte es ihm, den Vater zu achten und zu ehren, wie es in allen vornehmen Häusern geschah, die für Morris maßgebend waren und denen er es in allem nachtun wollte. Daher war Morris entschlossen, alles, was der Alte tun würde, gelassen hinzunehmen und unter allen Umständen vor anderen Leuten ganz außerordentliche Zärtlichkeit, Gehorsam und Ergebenheit gegen ihn zu zeigen. So ließ er denn, sowie er nur den Vater erblickte, alles stehen und liegen und lief ihm entgegen; er faßte ihn zärtlich unterm Arm, fragte nach seinem Befinden, entschuldigte sich tausendmal, daß er nicht dagewesen war, als der Vater kam, und machte ihm liebevolle Vorwürfe, daß er seinen Besuch nicht vorher telephonisch angesagt hatte. Doch der alte Lederer hörte aus diesen überschwenglichen Freudenbezeugungen nur die falschen und erheuchelten Töne heraus, die Morris den Leuten zuliebe angeschlagen hatte, um den Angestellten zu zeigen, wie gut und vornehm er erzogen sei. Auch etwas anderes kränkte ihn: ihm schien es fortwährend, daß ihm der Sohn mit der übertriebenen Zärtlichkeit, die er ihm bewies, zu verstehen geben wollte, er, der Vater sei schon aus dem Geschäft ausgeschieden und überflüssig geworden. „Er setzt sich mit mir in Szene“, ging es dem Alten durch den Kopf. Stellte sich die alte Feindschaft, die jahrelang zwischen Vater und Sohn geherrscht hatte, auch jetzt wieder zwischen beide?

Der Alte antwortete kaum auf Morris' herzliche Begrüßung. Der Sohn wollte ihn ins Privatkontor führen, doch er lehnte es ab, entzog sich dem Arm des Sohnes und wandte seine ganze Aufmerksamkeit Mister Nyfeld zu.

„Wie geht's, wie steht's, Mister Nyfeld? Ich habe Sie wirklich schon lange nicht gesehen! Warum haben Sie gar nichts von sich hören lassen? Was gibt es Neues im Geschäft?“

Mister Nyfeld war ein alter Geschäftsfreund der Firma, einer ihrer ältesten Kunden. Er hatte die Firma gekannt, als sie noch klein war und kaum begonnen hatte. Dem alten Lederer war es ein wirkliches Vergnügen, den alten Nyfeld, den Zeugen seines Erfolges, zu sehen. Die Zeit seiner ersten Anfänge schien ihm wiedergekehrt.

Der Wolf schlüpfte wieder in sein Fell. Die Geschäftsatmosphäre, die er oben im Shop eingeatmet hatte, übte ihre Wirkung. Er hatte vergessen wollen und wirklich — der alte Lederer hatte vergessen. Er hatte jetzt das Gefühl, als sei er niemals aus dem Geschäft ausgeschieden, habe niemals ein neues Leben

begonnen. Er wurde wieder Lederer in Firma „Lederer and sons“.

Er schob seinen Arm in den des alten Nyfeld und führte ihn wie einst, in den guten Jahren, an den Platz, wo die Musterstücke lagen; und der alte Lederer begann selbst Nyfeld die Muster, eines nach dem anderen, vorzulegen und ließ alle seine alten Kaufmannstricks, seine Überredungskunst und seine kaufmännische Erfahrung spielen.

„Ich rate dir, nimm dieses Dessin, old boy; es ist eben erst aus der Weberei gekommen. Das hat noch niemand. Die Markowits' können sich hundertmal auf den Kopf stellen, sie kriegen doch kein Stück von dieser Ware. Ich rate dir, schließe den ganzen Posten ab! Da, nimm das nur in die Hand! Dünn und zart wie Seide und dabei fest, Eisen. Ein bißchen zu fein für die Negerhäute. Aber der Glanz, die hellen Farben, das mußt du dir ansehen! Wenn ein Neger so ein Hemd sieht, ist er nicht mehr davon wegzubringen. Die Farbe ist bezaubernd, so hell, so festlich; sie besticht die Kunden. Ich sage dir, — das ist dein „Schlager“. Du weißt, ich kenne dein Geschäft und ich habe dir noch nie schlecht geraten. Auf mich kannst du dich verlassen. He, Mister Canter, kommen Sie mit dem Bestellungsbuch her!“ — rief Lederer einem Angestellten zu.

Morris war ins Privatkontor gegangen, um nicht vor den Angestellten seine Wut zu zeigen. Er war bleich wie eine Wand. Seine Nasenflügel bebten und sein ganzer, kräftiger Körper zitterte. Nicht das arrogante, brutale Verhalten des Vaters gegen ihn hatte seine Erregung verursacht, sondern daß er sehen mußte, wie der Vater alle Geschäftsregeln, die er, Morris, eingeführt hatte, sein ganzes System umstieß. Und das tat er öffentlich, vor allen Angestellten. In den letzten Jahren, seit sie das Geschäft in das neue Lokal auf Broadway verlegt hatten, war es nie vorgekommen, daß der „Chef“ selbst einem Kunden Muster vorlegte. Dazu sind die Angestellten da... „Was glaubt der Alte eigentlich? Daß er wieder in der Norfolk- oder Essex-Street ist?“

Morris war im Zweifel, was er tun, wie er handeln sollte. Er war zu sehr Geschäftsmann, um so rasch, gleich bei der ersten Komplikation, seinem Vorsatz, den Vater unter allen Umständen, besonders vor den Leuten respektvoll und ehrerbietig zu behandeln, untreu zu werden... „Doch so“ — sagte er sich — „so kann es nicht weitergehen. Vor allem hat so etwas demoralisierende Wirkung, es zerstört das ganze System, welches ich mit so viel Mühe und strengen Mitteln nach dem Austritt des Vaters im Unternehmen eingeführt habe, um den familiären Ton auszurotten, den der Vater von der East-Side mitgebracht hat, und das Unternehmen auf eine rein geschäftliche, großstädtische Grundlage zu stellen. Der Boß ist der Boß und der Angestellte ist der Angestellte“... Morris spürte geradezu das verstohlene Lachen und den Spott der Angestellten darüber, daß der alte Lederer in eigener Person die Muster vorlegte; er hörte geradezu die Witzworte, die jetzt entstanden und an seine Adresse gerichtet waren... „Das untergräbt meine ganze Autorität. Und wie soll das werden, wenn der Vater jeden Tag ins Geschäft kommen und mir solche Streiche spielen wird? Nein, ich muß sofort handeln! Doch wie handeln, daß es nicht auffällt und den Alten nicht kränkt?“

Er hatte bereits einige Male den Angestellten, die zum Vorlegen der Muster bestimmt waren, energisch zugewinkt, sie mögen dem Vater die Muster abnehmen und Nyfeld bedienen. Doch der alte Lederer ließ niemanden in seine Nähe und die Angestallten wagten es selbst unter der Peitsche der strengen Blicke ihres Chefs nicht, sich gegen den alten Herrn aufzulehnen. Moris hatte sogar schon Nußbaum, des Alten rechte Hand, an dessen Stelle sein Schwager Selig gekommen war, von oben holen lassen. Nußbaum war der älteste Angestellte des Hauses und niemand verstand den Alten so gut zu behandeln wie er.

„Nußbaum, gehen Sie hin und nehmen Sie dem Vater die Muster ab; doch tun Sie es so, daß er es nicht merkt und daß es niemandem auffällt, verstanden?“ — sagte Morris und gab Nußbaum einen Wink.

Nußbaum trat näher, schlich wie eine Katze an den Mustertisch und versuchte, dem Alten die Stücke aus der Hand zu nehmen.

„Warum sollen Sie sich bemühen, Mister Lederer? Ich werde Nyfeld schon bedienen!“

Doch der Alte war nicht wegzubringen. Er glaubte, es seien die alten Zeiten und er, Lederer, bemühe sich um einen Auftrag. Er ist alles. Er ist der Chef und muß alles selbst machen. Von ihm kaufen die Kunden, bei ihm machen sie größere Bestellungen, er kennt Geschmack und Bedarf eines jeden — er ist alles. Er ist Gründer des Geschäftes, Chef, Boß, — er ist „Lederer and sons“.

„Nein, Nußbaum, Nyfeld muß ich selbst bedienen. Ich kenne sein Geschäft und weiß, was er braucht. Niemand weiß das hier so genau wie ich. Man kann ihm keine Knabenhemdenstoffe für seine Großstadtdandys geben. Er muß die richtige Ware für seine Nigger haben. Ich kenne sein Geschäft schon seit fünfundzwanzig Jahren... Wie lange stehen wir in Geschäftsverbindung, Nyfeld? Wie lange kennen wir einer den anderen, wie lange?“ —

wandte sich der Alte an Nyfeld, noch dazu im Jiddisch der East-Side.... Und das schlug dem Faß den Boden aus.

Morris war in heller Verzweiflung. Am meisten bedrückte ihn die Angst, der Vater werde das immer tun, er werde morgen wiederkommen. Nein, das mußte von allem Anfang verhindert werden und zwar, mochte es noch so peinlich sein, auf solche Weise, daß der Vater begreifen mußte, das müsse ein Ende haben, und er sich zum zweiten Male wohl überlegen sollte, Chef zu sein.

Morris nahm sich vor, diese Exekution so elegant und für den Vater so schmerzlos als möglich zu vollziehen. Doch die Ausführung entsprach nicht dem Vorsatz. War die alte Feindschaft auch im Sohne aufgeflammt?

„Vater, ich habe dir etwas zu sagen. Sei so freundlich, komm mit mir ins Büro!“ — sagte Morris, indem er auf den Vater zutrat und ihn sanft, aber energisch unterm Arm faßte.

Der Vater sah ihn erstaunt an:

„Du siehst doch, daß ich mit Mister Nyfeld beschäftigt bin! Das Gespräch hat sicher noch Zeit!“

„Mister Nyfeld werden die Angestellten bedienen, die dazu da sind, oder Mister Nußbaum“.

„Ich kenne Mister Nyfelds Geschäft am besten und weiß, was er braucht“, — in seiner Selbstvergessenheit suchte der Alte sich zu widersetzen — „niemand kennt Nyfelds Geschäft so genau wie ich“.

„Laß Mister Nyfelds Geschäft. Komm mit mir, Vater! Nußbaum, bedienen Sie Mister Nyfeld... Oder nein, Nußbaum, gehen Sie wieder zu Ihrer Arbeit. Blum, Rubinstein!“ — ruft Morris streng.

Im Nu waren die zwei Verkäufer, vom strengen Ruf des Chefs erschreckt, zur Stelle.

Sie kennen wohl Ihr Ressort nicht? Wissen Sie nicht, was Sie zu tun haben? Warum bedienen Sie Mister Nyfeld nicht?“ — sagt Morris in „exekutivem“ Ton zu den beiden Angestellten und versucht damit den Zwischenfall so zu wenden, als wären nur die Angestellten daran schuld. Er selbst geht mit dem Vater, den er vornehm, aber energisch am Arm hält, in sein Privatkontor.

„Was hast du mir so Wichtiges zu sagen?“ — fragte der alte Lederer blaß vor Erregung seinen Sohn.

„Willst du nicht Platz nehmen, Vater?“ — sagte Morris mit freundlich einladendem Lächeln.

„Nein!“ — erwidert der alte Lederer und hat große Lust, auf seinen Sohn zuzugehen, ihm das brillantene Freimaurerabzeichen aus dem Knopfloch zu reißen und es ihm ins Gesicht zu schleudern.

„Mister Nyfeld ist gar kein so großer Kunde, daß wir uns so sehr um ihn bemühen müssen und daß du, Vater, ihn selbst bedienen mußt. Das sieht auch vor den Angestellten nicht schön aus. Außerdem haben wir eine neue Geschäftsmethode eingeführt — den Kunden nicht nachzulaufen und sie nicht zu verwöhnen. Das war früher von Vorteil, wie das Geschäft noch klein war und wir jeden Kunden gebraucht haben. Es hat vielleicht für die East-Side gepaßt, doch die Firma „Lederer and sons“ ist nicht mehr auf der Norfolk-Street, „Lederer and sons“ ist heute auf Broadway, umfaßt drei Stockwerke und ist eine der maßgebendsten Firmen der Branche. Uns paßt es nicht mehr, um einen Nyfeld zu dienern. Wenn er kaufen will, so sind Angestellte da, um ihn zu bedienen, nicht der Chef selbst.“

Der alte Lederer hörte die Belehrungen des Sohnes ruhig an. Er fühlte, daß der Sohn recht hatte, und das vermehrte seine Wut. Doch er fühlte, daß er dem Sohne nicht antworten konnte. Und so blieb nur der Ärger, Ärger über sich selbst, über seine Armut, seine Verlegenheit, seine Niederlage, verbunden mit verzehrendem Neid, der unbewußt in ihm kochte, Neid auf des Sohnes Macht.

„Du wirfst mir vor, daß ich um Mister Nyfeld dienere. Ja, ich habe es getan, ich habe gedienert, mein ganzes Leben lang habe ich gedienert. Und weißt du, warum? Damit du nicht dienern mußt, damit du stolz reden kannst wie ein großer Herr. Für euch alle habe ich gedienert und du wirfst mir das vor, du Rüpel“ — die Wut des Alten brach aus.

„All-right. Vielleicht war das damals nötig“, — entgegnete der Sohn etwas weicher; er fühlte, daß er der Stärkere war, und das machte ihn dem Vater gegenüber nachgiebig. — „Jeder hat seine eigene Geschäftsmethode. Sie, Vater, haben Ihre gehabt und ich habe meine. Ihre Methode war gut für Ihre Zeit, da das Geschäft klein war. Heute ist sie nicht zu brauchen. Heute müssen wir das Geschäft so führen, daß man uns nachläuft; wir müssen zeigen, daß wir außerhalb jeder Konkurrenz stehen und daß wir dem Kunden sozusagen einen Gefallen tun, wenn wir ihm unsere Ware abgeben. Man muß mich meinen eigenen Weg gehen lassen, den ich als den besten für das Geschäft ansehe, und niemand darf kommen und mich stören“ — schloß der Sohn und triumphierte über den verlegenen, hilflosen Vater...

6. Kapitel.

RECHENSCHAFT.

Es wurde immer ärger.

Lederer träumte bei Nacht nicht mehr von Armut. Er schlief überhaupt nicht. Schlaflos starrte er mit offenen Augen in die schwarze Nacht und dachte über sein Leben nach, das wie ein böser Traum an ihm vorüberflog.

Wozu hatte er gelebt? Was hatte er durch sein Leben erreichen wollen? Es war doch unmöglich, daß sein ganzes Streben, sein ganzes Lebensziel, die Arbeit war: „Was ist überhaupt Arbeit? Habe ich die Arbeit geliebt, die ich getan habe? Hat sie mir Vergnügen bereitet? Welches gemeinsame Band, welche innere Beziehung bestand zwischen mir und den Hemden, die ich genäht habe? Die Arbeit war doch nur ein Mittel, um den Lebensunterhalt zu finden, um Geld zu erwerben, um dann das Leben zu genießen. Was ist Arbeit eigentlich? Habe ich denn arbeiten wollen? War sie mir nicht widerlich, Tag um Tag mehr widerlich?“ —

Nein, hundertmal nein! Nicht für die Arbeit, nicht um ein großes Unternehmen aufzubauen und Hunderten von Menschen Lebensunterhalt zu schaffen, hatte er gelebt. Die Hunderte von Menschen, die bei ihm arbeiteten, waren ihm gleichgültig, gleichgültig war es ihm, wer bei ihm arbeitete, wer ihm seine Kraft, seine Zeit und sein Leben verkaufte. Welche Beziehung hatte er denn zu den Menschen und zu den Hemden, die er anfertigte und verkaufte? Heute waren es solche Hemden, morgen andere; heute diese Arbeiter, morgen andere. Er hatte mit Hemden und Arbeitern Handel getrieben. An den Menschen hatte er nur ein Interesse — daß sie möglichst viel Arbeit leisten, möglichst viel Hemden liefern. Nein und nochmals nein — nicht um Menschen Beschäftigung zu geben, hatte er sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in einem staubigen, öden, sonnenlosen Geschäftslokal aufgehalten, in dem Durcheinander, darin er kaum seine eigene Stimme hörte, da tausend Dinge im Tag auf ihn einstürmten, das Telephon, Geschäftsleute, Angestellte, Arbeiter, Kunden, Verkäufer, Leute, Gesindel. Hätte es sich bloß darum gehandelt, Menschen Beschäftigung zu geben — er wäre bestimmt kein Philantrop gewesen, sondern hätte das Ganze sofort hingeworfen. Nicht einen einzigen Tag häre er dort gestanden, hätte den Staub geschluckt und sich beim trostlosen elektrischen Licht, das auch bei Tag brennen mußte, die Augen verdorben. Er stand dort, um Geld zu verdienen, um das Bankbuch mit immer größeren Ziffern zu füllen, Ziffer nach Ziffer, um zu wissen, daß sein Leben gesichert sei, daß er morgen nicht das werde tun müssen, was hundert andere jetzt für ihn taten. Und um das zu erreichen, war ihm jeder Weg und jedes Mittel recht, war es ihm einerlei, ob Maschinen arbeiteten oder Hände. Wäre es ihm nur erlaubt gewesen, er hätte die Hände, die er brauchte, von den Leibern geschnitten; wäre nur nicht die verfluchte „Union“ dagewesen, mit der er in ewigem Krieg lag und die er als seinen ärgsten Feind ansah! Hände brauchte er! Was gingen ihn die Menschen an? Lüge war es, was er sich oben im Shop eingeredet hatte, daß er alles getan hatte, um Menschen Beschäftigung zu geben, daß er um der Menschen willen ein großes Unternehmen aufgebaut hatte!

Nein, um des Geldes, des Geldes, des Geldes willen! Doch wozu brauchte er das Geld! Für sich selbst? Für sich, für seine Person konnte er sich doch mit einer bescheidenen Lebensweise begnügen. Für sich — da hätte er das Geschäft schon vor zehn, vor fünfzehn Jahren aufgeben können ... hätte es überhaupt nicht anfangen müssen. Für sich selbst? Er hatte sich viel wohler, viel behaglicher, viel ruhiger gefühlt, als er mit den Seinen noch auf der East-Side in der 3. Straße zwei Zimmer und Küche im dritten Stock bewohnte. Wenn er am Abend heimkam, hatte ihm seine Frau schon eine große Portion Nudeln vorbereitet, die er so gern aß, einen guten Hering, eine Gurke, ein paar Ecken Brot oder einige gebähte Brotschnitten, mit Schmalz bestrichen und mit Mohn bestreut, eine Barches oder einen Fladen. Wenn er das Glas guten Kaffee ausgetrunken hatte, nahm er die Zeitung zur Hand und las seiner Frau daraus vor. Oder er las ein Buch. Bis er müde wurde und zu Bett ging. Dann und wann ging er zu einer Vorlesung, wenn ein interessantes Thema erörtert wurde, zu einem Vortrag mit einem guten Redner oder zu einer Diskussion, manchmal besuchte er ein Meeting seiner Landsmannschaft oder einer anderen Vereinigung, der er angehörte. Später, als das Geschäft wuchs, ging er von Zeit zu Zeit ins Kino; im Sommer fuhr er dann und wann am Samstag oder am Sonntag nach Coney-Island, im Winter gab er hier und da einem Landsmann das letzte Geleite bis auf den Friedhof (das waren die zwei Möglichkeiten, die er hatte, in die Umgebung der Stadt zu kommen). Er hatte sich viel wohler, viel glücklicher gefühlt als hier in den großen Zimmern der Villa in Flattbush.

Fortsetzung folgt.

Experiment auch in diesem Jahre weiter geführt werden.

Die Exekutive nahm den Tätigkeitsbericht zur Kenntnis und bevollmächtigte die Direktion, einen ausführlichen Bericht für die Zeit vom 1. April 1927 bis 1. Januar 1929 zu veröffentlichen.

Nach dem Referat des Herrn Dr. James Bernstein wird der Finanzbericht der Direktion genehmigt. Herr Dr. Kreinin berichtet über den Budgetplan für 1929, der bestätigt wird.

Es wird auch ein Bericht über den Stand des speziellen 40 000-Dollar-Fonds für Kredithilfe in den Einwanderungsländern erstattet. Aus diesem Fonds wurden bereits 26 880 Dollar an verschiedene Kreditanstalten in Argentinien, Brasilien, Uruguay und Australien assigniert.

Die Exekutive beschloß, eine Reihe außerordentlicher Assignierungen vorzunehmen, darunter 300 Pfund für eine Gruppe von 60 Chaluzim, die mit Hilfe von Hicem im vergangenen Jahre ihre landwirtschaftliche Vorbereitung beendet haben und sich nun nach Palästina begeben.

Direktor Edourd Oungre berichtet über die von der Direktion des Hicem unternommenen Schritte zur Erleichterung der jüdischen Auswanderung nach Kanada und Australien, sowie über die augenblickliche Lage der jüdischen Flüchtlinge in Konstantinopel. Es wird beschlossen, je 1000 Pfund für die jüdische Organisation in Melbourne und Sydney als Fonds zur Gewährung von Anleihen an jüdische Einwanderer sowie eine einmalige Subvention an das kanadische Komitee in Höhe von 6000 Dollar zur Verfügung zu stellen.

Aus der jüdischen Welt

Der 16. Zionistenkongreß Am 28. Juli in Zürich

London, 8. Februar. (JTA.) Die Exekutive der Zionistischen Organisation hat gemäß dem Beschlusse des Aktions-Komitees und nach Übereinkunft mit dem Präsidenten des Aktions-Komitees den Beschluß gefaßt, den XVI. Zionistenkongreß für den 28. Juli und die folgenden Tage nach Zürich einzuberufen. Zum Direktor des Kongreßbüros wurde Herr Dr. Hugo Hermann (Brünn) ernannt. Die Schekelaktion, die die Basis für die Kongreßwahlen bildet, muß am 27. Mai beendet sein.

Verhaftung eines falschen Rabbiners

Breslau, 5. Februar. (JTA.) Das Wolff'sche Telegraphenbüro teilt mit: Der angebliche Rabbiner und akademische Religionslehrer Dr. phil. Oskar Papo wurde heute früh vom Fahndungskommando in dem Augenblicke festgenommen, als er im Begriffe stand, zahlreiche Werke der hiesigen Staatsbibliothek, aus denen er die Eigentumsmerkmale entfernt hatte, zu verkaufen. Die Durchsuchung seiner Wohnung und Beschlagnahme zweier bei einem hiesigen Spediteur lagernden Kisten führte zu der Feststellung, daß der Festgenommene der von zahlreichen Behörden steckbrieflich gesuchte Friedrich Notelen, geboren am 18. September 1900 in Nikolsburg (Tschechoslowakei) ist. Notelen führte zahlreiche gefälschte Rabbiner-Diplome der Rabbiner-Schule in Amsterdam in seinem Gepäck. Er hatte zuletzt als Prediger der jüdischen Gemeinde in Rosenberg (Oberschlesien) amtiert und führte auch den Polizeiausweis der Polizeiverwaltung in Rosenberg als Prediger Oskar Papo, preußischer Staatsangehöriger.

Tagung des Rates des Minderheitenkongresses in Wien

Wien, 6. Februar. (JTA.) Vom 3. bis 5. Februar tagte in Wien der Rat des europäischen Nationalitätenkongresses unter dem Vorsitz des Präsidenten des Kongresses, Dr. Josip Wilfan. Für die Juden nahm an der Konferenz teil Dr. Leo Motzkin, Präsident des Komitees der jüdischen Nationalräte. Der diesjährige Nationalitätenkongreß wurde für den 26. bis 28. August nach Genf einberufen. Der Kongreß wird sich u. a. neuerlich mit dem Vorgehen des Völkerbundes in der Minderheitenfrage befassen. An der Forderung nach der Errichtung einer ständigen Minderheitenkommission beim Generalsekretariat des Völkerbundes wird grundsätzlich festgehalten. Daneben wird der Kongreß auch nachdrücklich die Bildung einer Studienkommission für das Minderheitenproblem bei dem Völkerbund befürworten.

Friede in der Wiener Gemeindestube Neukonstituierung des Vorstandes

Wien, 7. Februar. (JTA.) Die im neugewählten Vorstand der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, der zur Hälfte (18) aus Mitgliedern der israelitischen Union, zur anderen Hälfte (18) aus Zionisten und Werktätigen besteht, in den letzten Wochen bestandene Krise ist dadurch beigelegt worden, daß das bisher nur aus Unionisten zusammengesetzte Präsidium zurückgetreten ist, um eine Neukonstituierung auf paritätischer Grundlage zu ermöglichen. Zum Präsidenten wurde Herr Professor Dr. Pick wiedergewählt. Zu Vizepräsidenten wurden gewählt der

Zionist Dr. Löwenherz und der Unionist Dr. Ornstein. In das Vertreterkollegium wurden vier Unionisten, drei Zionisten und ein Werktätiger gewählt. Auch die Kommissionen wurden paritätisch neubesetzt, mehrere Vorsitze wurden der Opposition überlassen. Es wurden eine Statutenänderungskommission und ein Wahlrechtsausschuß neu eingesetzt. Nachdem nun die Krise beigelegt ist, wird das Budget einstimmig zur Annahme gelangen. Die Wahlrechtsreform dürfte im Laufe dieses Jahres durchberaten werden.

Der „Radziner Rebbe" gestorben
10 000 Chassidim schreiten hinter dem Sarg

Warschau, 8. Februar. (JTA.) Im Alter von 63 Jahren verstarb in Warschau der in der Chassidim-Welt berühmte Rabbi von Radzin Mordechai Joseph Leiner. Der Rabbi hat noch in den letzten Tagen in Lublin an einer Sitzung des Komitees der „Jeschiwath-Chachmej Lublin" teilgenommen. Nach seiner Rückkehr nach Warschau erkrankte er an einer Lungenentzündung, der er nach wenigen Tagen erlag. Der Radziner Rebbe verfügte über eine große religiöse Gelehrsamkeit und wurde als „Gaon" betitelt. Sein Großvater war der berühmte Iszbitzer Rebbe, sein Vater war Rabbi Gerson Henich, der Verfasser der „Siphrej Sidrej Talaroth". Die Bestattung fand unter Beteiligung von mehr als 10 000 Chassidim, die aus ganz Polen herbeiströmten, auf dem Warschauer Friedhofe statt. 50 berittene Polizisten und zahlreiche Polizisten zu Fuß sorgten für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Auf dem ganzen Wege vom Trauerhaus zum Friedhof waren die jüdischen Läden geschlossen, und die Bevölkerung bildete Spalier. Unter den Leidtragenden bemerkte man viele berühmte Rabbis, so u. a. den Gerer Rebbe, die Rabbis von Grodzisk, Modzice, Amszinow, Otwozk, Markuszow, Novominsk, sämtliche Mitglieder des Warschauer Rabbinats und zahlreiche Stadtrabbiner aus der Provinz. Noch am offenen Grabe wurde der Sohn des Dahingeschiedenen, Rabbi Schlomo, zum Nachfolger seines Vaters ausgerufen.

Der Bromberger Stadtrat nimmt das Legat der Lena Cohen an

Warschau, 5. Februar. (JTA.) Der Bromberger Stadtrat hat heute in einer stürmischen Sitzung den Beschluß gefaßt, das Legat der in Amerika verstorbenen Frau Lena Cohen in Höhe von 100 000 Dollar zugunsten armer jüdischer Greise in Bromberg anzunehmen. Das Legat hat sich inzwischen um eine beträchtliche Summe erhöht.

Hungersnot unter den Juden Bessarabiens
Ein Aufruf des Hilfsvereins

Berlin, 6. Februar. (JTA.) Der Hilfsverein der Deutschen Juden hat den folgenden Aufruf veröffentlicht:

„Wir erhalten erschütternde Mitteilungen aus Bessarabien. 40 000 Juden — unter ihnen viele Bauern — in Akkermann, Bendery, Orgejew, Ismail, Bajramtscha, Teleneschty und anderen Städten und kleineren Ortschaften sind infolge der Mißernten in den letzten Jahren bei der gegenwärtigen ungewöhnlichen Kälte dem Hunger und dem Elend preisgegeben. Insbesondere leiden die Kinder.

Das American Joint Distribution Committee hat eingegriffen. Das Rote Kreuz hat Mittel zur Verfügung gestellt. In Paris und London haben sich Hilfskomitees gebildet. Die Not ist aber so groß, daß auch die deutschen Juden um Hilfe für ihre Glaubensgenossen angegangen werden müssen.

Der Hilfsverein der Deutschen Juden ist seit seiner Begründung die Organisation, die bei Hilferufen aus dem Ausland stets sofort aus eigenen Mitteln Beistand gewährt und notwendige weitergehende Maßnahmen zur Hilfeleistung ergreift. Der Hilfsverein hat angesichts des Elends, das in Bessarabien herrscht, da es gilt, die dortige jüdische Bevölkerung vor bitterster Not und völliger Verelendung zu bewahren, beschlossen, unter seinen Mitgliedern und in breiten Kreisen der deutschen Judenheit eine Sammelaktion für die schwer leidenden bessarabischen Juden einzuleiten.

Das Präsidium des Hilfsvereins der Deutschen Juden: Vorsitzender Dr. James Simon, stellvertretende Vorsitzende: Eugen Landau, Max M. Warburg, Willy Dreyfus."

Der Antisemitismus in der Roten Armee

Moskau, 5. Februar. (JTA.) Die Armee-Zeitung „Krasny Vojin" (Roter Soldat) klagt, daß der Antisemitismus auch schon in die Rote Armee eindringt. Viele Soldaten, schreibt die Zeitung, sagen: „Wir sind für das Sowjetregime, aber wir sind gegen die Juden."

Gegen das Sowjetwahlkomitee in Kislowodsk, welches bei der Versendung von Wahlliteratur an jüdische Wähler diese auf der Adresse mit dem Worte „Zschid" (Spottwort für Jude) bezeichnete, wurde eine Untersuchung eingeleitet.

Das Gericht in Nischnij-Nowgorod verurteilte den Arbeiter Arkolow zu 6 Jahren, seine beiden Mitschuldigen Krasnow und Salin zu je 2 Jahren Gefängnis wegen schwerer Mißhandlung jüdischer Arbeiter und wegen eines wiederholten Versuches, die Fabrikarbeiterschaft zu einem Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung aufzuhetzen.

Von der jüdischen Siedlungsarbeit in Rußland

Moskau, 5. Februar. (JTA.) Die Sowjetregierung beschloß, für das Jahr 1929 eine Summe von 3 110 000 Rubel für jüdische Kolonisationsarbeit in den Ländern der Sowjetunion zur Verfügung zu stellen. 2 100 000 Rubel gehen auf Rechnung des Staatsbudgets, 1 010 000 Rubel leistet die staatliche Landwirtschaftsbank.

Amtlich wird mitgeteilt, daß das Gasolin für die Dampfpflüge in den Kolonien von Agro-Joint, Ort, Ica und Ozet zollfrei nach Rußland eingeführt werden wird.

Moskau, 5. Februar. (JTA.) Die Kommission, die vor kurzem die Prüfung, Abgrenzung und Abteilung der von der Regierung bewilligten weiteren 109 000 ha Boden auf der Halbinsel Krim beendet hat, teilt mit, daß dieses Gebiet am 1. März für jüdische Kolonisationsarbeit freigegeben werden wird.

Die Gesellschaft für jüdische Kolonisation Ozet hat eine Sonderkommission zur sorgfältigen Auslese der zukünftigen Neusiedler eingesetzt. Die Kommission wird die einzelnen Siedler auf ihre Eignung für bestimmte Arbeitszweige hin prüfen.

Die Zeitung „Emess" teilt mit, daß die Verwendung der Biro-Bidschan-Pioniere in der Forstarbeit

sich als ein Mißerfolg erwiesen hat. Ozet konnte der komplizierten Situation nicht Herr werden. Von 300 Neusiedlern, die sich dieser Arbeit gewidmet haben, blieben nur 70 bei dem Werke. Ozet wird aufgefordert, die Regelung der Forstarbeit den staatlichen Körperschaften zu überlassen.

Die schönste Frau Europas eine Jüdin

Paris, 8. Februar. (JTA.) In Paris wurde heute die Wahl von „Miss Europa", der schönsten Frau Europas, vollzogen. Die Auserwählten von 17 Ländern waren vor der Jury, die sich aus den berühmtesten Malern der gleichen 17 Länder zusammensetzt, erschienen. Zur „Miss Europa" wurde „Miss Hungaria", die Auserwählte Ungarns, Fräulein Böske (Elisabeth) Simon, gewählt. Böske Simon ist ein jüdisches Mädchen und die Tochter des Kultusvorstehers und Arztes von Keszthelev am Plattensee. Sie ist 19 Jahre alt.

Die Seventh Dominion League in London gebildet

London, 8. Februar. (JTA.) Unter dem Vorsitz des Unterhausmitglieds, Colonel Wedgwood, wurde im Sitzungssaal des Unterhauses eine Beratung abgehalten, in der beschlossen wurde, eine energische Aktion zur Vereinigung der britischen und jüdischen Interessen in Palästina einzuleiten. Eine Liga wurde gebildet, die für die Umwandlung Palästinas in ein (siebentes) englisches Dominion tätig sein soll. Hauptziel der Liga ist es, die Entwicklung Palästinas als das Nationalheim des jüdischen Volkes zu fördern und sich zu diesem Zwecke der Mitarbeit des jüdischen Volkes wie der britischen Administration zu versichern. Diese Arbeit ist in einer Weise zu führen, daß bei Ablauf des britischen Mandates für Palästina Bedingungen im Lande bestehen, die es der Bevölkerung gestatten, den Status eines sich selbst regierenden Dominions innerhalb des britischen Staatenbundes (British Commonwealth of Nations) zu wählen. Die Liga vereinigt Personen, die in dem Aufbau Palästinas das gemeinsame britische und jüdische Interesse im Auge haben. Die erste öffentliche Kundgebung der Liga findet am 26. Februar in Caxton Hall statt. Anstoß zur Bewegung für die Umwandlung Palästinas in ein britisches Dominion gab Wedgwoos Buch „The Seventh Dominion", das eine große Verbreitung gefunden hat.

Vize-Gouverneur Lehmann widmet sein erstes Jahresgehalt Palästinazwecken

Neuyork, 27. Januar. (JTA.) Colonel Herbert H. Lehmann, der neugewählte Vize-Gouverneur des Staates Neuyork, hat sein erstes Jahresgehalt als Vize-Gouverneur im Betrage von 10 000 Dollar dem United Palestine Appeal zukommen lassen. Der Vorsitzende des Direktorenrates des United Palestine Appeal, Herr Maurice Rothenberg, machte hierüber in der Sitzung des Büros des UPA. für Groß-Neuyork Mitteilung und verlas gleichzeitig ein Schreiben Lehmanns, in welchem es heißt, er freue sich sehr, daß schon in diesem Jahre Zionisten und Nichtzionisten für das gemeinsame Ziel gemeinsam arbeiten. Ich bin, heißt es weiter, an jeder wiederaufbauenden und kulturellen Arbeit in Palästina stark interessiert. Seit zehn Jahren nehme ich an der Förderung dieser Arbeit teil. Es soll den Pionieren und allen, die bereit sind, unter Opfern ein neues Land aufzubauen, Gelegenheit gegeben werden, ihr eigenes Leben auf gesunden Linien aufzubauen.

Auch Gouverneur Franklin D. Roosevelt sandte eine Kundgebung an das Komitee für den UPA., in der es heißt, der Aufbau Palästinas gehe alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens im tiefsten Innern an.

Der hebräische Dichter Süskind Rabinowitsch 75 Jahre

Jerusalem, 5. Februar. (JTA.) Der 75. Geburtstag des in Tel-Awiw lebenden hebräischen Dichters, Gelehrten und Pädagogen Alexander Süßkind Rabinowitsch ist in Palästina besonders von der jüdischen Jugend mit Begeisterung gefeiert worden. Der greise Dichter ist Mitglied der Arbeiterföderation und widmet sich besonders der Arbeiterkulturtätigkeit. Er wurde 1854 in Liadi, Provinz Mohilew, geboren und lebt seit 1905 in Palästina.

Chancellor in Nahalal

Jerusalem, 5. Februar. (JTA.) Der Oberkommissar für Palästina, Sir John Robert Chancellor, besuchte auf seiner Reise durch den Norden Palästinas die eine halbe Stunde Autofahrt von Haifa entfernt liegende jüdische Arbeiterkolonie Nahalal im Tale Jezreel. In einer Ansprache an die jüdischen Arbeiterkolonisten führte der Oberkommissar aus, die Haltung der Palästinaregierung gegenüber der jüdischen Kolonisation werde die des fair play sein. Der Oberkommissar sprach sich für die Einführung moderner Kolonisationsmethoden aus und schloß mit der Feststellung, die jüdische Kolonisation werde nach dem, was er in den jüdischen Kolonien beobachtet habe, zweifellos Erfolg haben.

Die Barone Edmond und James de Rothschild, sowie Nathan Straus kommen zu Pessach nach Palästina

Jerusalem, 8. Februar. (JTA.) Baron Edmond de Rothschild, der „Vater" der jüdischen Kolonisation in Palästina, und sein Sohn, James de Rothschild, haben ihren Besuch in Palästina zu den kommenden Pessachtagen angekündigt.

Ferner wird der berühmte amerikanisch-jüdische Philanthrop Nathan Straus zu den Pessachtagen in Palästina eintreffen, um das jüdische Fest in Palästina zu feiern und der in dieser Zeit statt-

findenden Einweihung des von ihm geschaffenen Gesundheitszentrums beizuwohnen.

Edmond de Rothschild steht im 84. Lebensjahre. Nathan Straus hat im vergangenen Jahre seinen 80. Geburtstag gefeiert.

Einwanderung im Dezember

Jerusalem, 4. Februar. (JTA.) Der in den vergangenen Monaten zu verzeichnen gewesene Überschuß der jüdischen Einwanderung über die Auswanderung ist auch bei der Ein- und Auswanderung im Dezember 1928 zum Ausdruck gekommen. In diesem Monat wanderten nach der soeben bekanntgegebenen offiziellen Mitteilung 187 Juden (unter der allgemeinen Zahl von 261 Einwanderern) in Palästina ein und nur 99 (unter insgesamt 178 Auswanderern) verließen in dem gleichen Monat das Land. Im November 1928 wanderten 185 Juden ein, 167 wanderten aus. Im Oktober betrug die Zahl der jüdischen Einwanderer 205, die der jüdischen Auswanderer 180.

Die neuen Einwanderer in Palästina alle untergebracht

Jerusalem, 1. Februar. (JTA.) Die in der vergangenen Woche aus Europa in Palästina eingetroffenen Einwanderer konnten in den letzten Tagen sämtlich ihren Arbeitsstellen zugeteilt werden.

Die Regierung Transjordaniens stimmt der Vergebung der Toten-Meer-Konzession an Novomeyski und Tulloch zu

Jerusalem, 7. Februar. (JTA.) Die Regierung Transjordaniens hat zu der Verleihung der Konzession der Ausbeutung der Salze des Toten Meeres seitens der britischen Regierung an den jüdischen Ingenieur Novomeyski und den britischen Major Tulloch ihre Zustimmung erteilt. Die von der transjordanischen Regierung bezüglich der Verleihung der Konzession unterzeichneten Dokumente wurden bereits nach London zurückgesandt.

Feuilleton

Uriel Birnbaum

Anläßlich seiner am 6. März d. J. im Rahmen der Lehrkurse der Israelitischen Kultusgemeinde im Steinickesaal stattfindenden „Vorlesung aus eigenen Werken“ und der daran anschließenden Vortragstournee in Reichsdeutschland.

Der Name Birnbaum hat einen guten Klang innerhalb des Judentums. Schon vom Vater Uriels, von Dr. Nathan Birnbaum (Mathias Acher) her, der vielumstrittenen Persönlichkeit, in der ein Teil seiner Beurteiler einen unsteten, inkonsequenten Menschen sah, der von einer Überzeugung zur anderen taumelte, bis er schließlich beim Glauben landete, der andere hingegen einen Mann, dessen Geist vom Geiste der Propheten war. Wie immer aber auch die Beurteiler urteilten, in einem Punkte sind sich alle einig gewesen: in der Anerkennung seiner persönlichen Lauterkeit, der Ehrlichkeit in seinem harten Kampfe um die jüdische Wahrheit und des Ernstes, mit dem er die jedesmalige Phase seiner Entwicklung auf dem Wege, der ihn letztlich zur Religion führte, verfocht.

Bei Uriel Birnbaum, dem Sohne, sind diese Schwankungen nicht in Erscheinung getreten. Er übernahm die Religion sozusagen schon fast als väterliches Erbe, und seit ungefähr fünfzehn Jahren sind die Arbeiten und Äußerungen dieses zu einem großen Dichter und bedeutenden Maler herangereiften Mannes, der sich der begeisterten Anerkennung hervorragender und repräsentativer Persönlichkeiten der verschiedensten Richtungen erfreut, nichts anderes als ein einziges, ununterbrochenes Wirken im Dienste Gottes.

Es wäre aber unrichtig, aus der Tatsache der ausschließlich religiösen Fundierung des künstlerischen Schaffens Birnbaums, vielleicht auf eine Monotonie in diesem seinem Schaffen zu schließen. Denn die Religion ist für Birnbaum nicht etwa eine Marotte oder der bevorzugte Gegenstand seiner künstlerischen Behandlung, sie ist vielmehr die Grundlage seines Lebens und jeder Äußerung desselben. Wurzelnd in der Religion und erfüllt von religiöser Triebkraft ist es ihm geradezu unmöglich, ein Werk hervorzubringen, das nicht in Beziehung zur religiösen Wahrheit, zu Gott stünde.

Dies ist übrigens leicht verständlich, wenn man sich über Wesen und Wirkung der Religion klar ist und über die Macht, die sie auf die von ihr in Wahrheit und zutiefst Ergriffenen ausüben muß. Der Glaube an Gott, als dem Schöpfer des Weltalls, das er nach seinem Willen und zu seinem Zweck erschaffen hat, der eingewurzelte Glaube, daß der Lebensablauf sich nach Gottes Bestimmung vollzieht und daß jede Handlung im Sinne Gottes oder gegen ihn geschieht, hat zur Folge, daß — wie gesagt — jede Lebensäußerung nur in Hinsicht auf dies höchste, einzige und überweltliche Kriterium erfolgt, das unser Dasein einschließt und in das jedes Atom dieses Daseins zuletzt einmünden muß.

So führt es schließlich zum gleichen Ende, ob Birnbaum beispielsweise den Krieg ganz bewußt religiös erlebt und dieses Erlebnis auch bewußt in Bildern und Dichtwerken gestaltet, wie in seinem grandiosen Werk „In Gottes Krieg“ (das übrigens mit dem Bauernfeldpreis der Stadt Wien ausgezeichnet wurde), oder ob er, wie in seinem bewunderungswürdigen Bildwerk „Der Kaiser und der Architekt“ etwa zuerst aus purer künstlerischer Lust am Phantasieren, sich mit der malerisch-architektonischen Darstellung phantastischer Städtebauten beschäftigt und woraus sich letztlich das weltanschauliche und im weiteren Sinne sogar politische Bekenntnis des Autors ergibt, demzufolge jeder Versuch einer erdachten und konstruierten Welt notwendig scheitern muß und nur die organisch erwachsene, aus Gott hervorgegangene Welt (trotz des in ihr herrschenden Elends des Krieges, der Armut und der Ungerechtigkeit) moralische Daseinsberechtigung hat.

Diese, die reale Welt, ist aber die einzige, die dem farbenfrohen Künstler in jenem regenbogenfarbenen, überirdischen Licht auch einer höheren, ästhetischen Schönheit zu erstrahlen vermag und wovon die gottlosen Ästheten, die Nur-Ästheten sich nicht einmal eine entfernte Vorstellung machen können.

In seiner hinreißend temperamentvollen Broschüre „Gläubige Kunst“ hat Birnbaum diesen Anschauungen auch polemischen Ausdruck verliehen und läßt dieselben in einem entschiedenen Ausspruch gipfeln, der folgendermaßen lautet: „So unwichtig die Kunst an sich auch ist: An Gott sich aufrichtend, vermag sie wichtig zu werden, in Gottes Licht vermag sie Wert zu erlangen; Gott dienend, vermag sie groß zu sein.“

Dies ist wohl die entschiedenste Absage an jene Kunstrichtung, die im vorigen Jahrhundert unter dem Schlagwort einer „art pour l'art“ europäische Geltung gewonnen hat; sie widerspricht aber ebenso den modernen Kunstrichtungen des Expressionismus und des Impressionismus. Sie greift vielmehr auf die alttestamentarische Auffassung des Lebens und der Kunst zurück, die alle Äußerung des Daseins Gott unterwirft. Man glaube aber nicht, daß dies eine Einschränkung der künstlerischen Bewegungsfreiheit bedeute. Keineswegs. Denn die Religion ist, wie schon gesagt, kein besonderes Gebiet, dem sich dieser Künstler vielleicht aus bloßer Neigung zugewendet hat. Sie ist vielmehr das Element seiner Gesamtpersönlichkeit, das bewußt oder unbewußt, immer und überall als Substrat seiner Schöpfungen zu strahlendem Ausdruck gelangt. Sie ist schlechthin die Bedingung seines Lebens, des Lebens überhaupt. Sie bedingt die Moral, die Politik, die Kunst und das Gesellschaftsleben. So stehen auch alle diese Gebiete in ihrer ganzen Breite, ja die ganze Welt und das gesamte Weltall seinem künstlerischen Bestreben zur Verfügung und er beutet sie auch, allerdings vom archimedischen Punkt religiösen Wissens, gehörig aus. Da aber Birnbaum überzeugter, gläubiger Jude ist, sehen wir in ihm, nach Jahrtausenden fast, wieder eine Persönlichkeit erstehen, die Kunstwerke bildet, wie ein Bezalel, Poesien schafft, wie der königliche Sänger David und die Politik von jenem Standpunkt aus erfaßt, der der Standpunkt unserer großen Propheten war. Damit aber bewirkt er auch eine Neuerung gegenüber den religiös bewußten Massen des jüdischen Volkes der Gegenwart, das sich nur allzulange damit begnügt hat, passiv religiös zu sein. Denn in Uriel Birnbaum ist eine Persönlichkeit erstanden von unerhörter, vitaler Kraft und einer ständig bereiten, kämpferischen Aktivität.

Während nämlich die religiöse Judenheit bis dahin sich damit begnügt hat, auf „den Messias zu warten“, hat Birnbaum die Parole erlassen, derzufolge die Judenheit sich „den Messias erarbeiten“ müsse.

Eine Kämpfernatur also und eine gottbegnadete Persönlichkeit im buchstäblichen Sinne des Wortes, ist er zweifellos dazu berufen, unserer verworrenen Zeit im allgemeinen, insbesondere aber dem heutigen Judentum, das in zahlreiche Parteiungen gespalten, gegenwärtig ein Bild trauriger Zerrissenheit bietet, die Zauberformel einigender Synthese zu verkünden — im Namen Gottes! Samuel T a u b e s

In memoriam Hugo Salus

In diesen Tagen starb zweiundsechzigjährig der Prager Dichter Hugo Salus. Er stand dem Kreise des Prager „Bar Kochba“, dem auch der junge Martin Buber und später Max Brod angehörten, nahe und hat in einer Reihe von Gedichten seine Seele offenbart. Doch über den Kreis jüdischer Leser hinaus hatte Hugo Salus als Lyriker einen Namen von hohem Klang. In den neunziger Jahren, da sich der deutsche Sprachgeist nach Jahrzehnten des Verfalls wieder in erstaunliche Höhen hob, finden wir die Gedichte Salus' in den zeitgenössischen Anthologien neben denen Liliencrons, Dauthendeys, Dehmels, Hilles und Hofmannsthals. Nach dem Kriege ist sein Name von der andrängenden Generation des Expressionismus überhallt worden, aber dennoch sind seine Versbücher wie „Reigen“, „Ernte“, „Neue Garben“ und „Helle Träume“ noch in guter Erinnerung. Salus lebte als Arzt in Prag, dessen Romantik er in zahllosen Gedichten besungen hat. Er bildete den Mittelpunkt eines außerordentlich regsamen, für Kunst und Dichtung interessierten Kreises. Zu ihm gingen die jungen Dichter Prags mit ihren Manuskripten, und es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, hier zu erwähnen, daß Hugo Salus es war, der die ersten Gedichte des Gymnasiasten Franz Werfel zu Gesicht bekam und dessen Begabung entdeckte und förderte.

Im Phaidon-Verlag, Wien, erschienen soeben die letzten Gedichte von Hugo Salus: „Die Harfe Gottes“. In ihnen können wir die Gestalt des verblichenen Dichters am besten erkennen: ein stiller und heiterer Mensch, weise geworden, ohne verbittert zu sein, beseelt von der Liebe zur Musik und dem Schönen. Seine Strophen sind mit einer Formstrenge gebaut, der wir heute nur noch selten begegnen, und sind doch gleichzeitig zart und tönend in der geschlossenen Harmonie seines Wortschatzes. Immer wieder ist es das alte verträumte Prag, das seine Gedichte beseelt; die Romantik der Vorstadt, Sehnsucht nach Stille und Einsamkeit, Trauer um die tote Gefährtin, Rückblick auf das Leben — das sind die Themen dieser letzten Lieder. Und daneben finden wir Liebesgedichte, die uns vergessen lassen, daß ein alter Mann sie schrieb. „Die Harfe Gottes“, das ist der Schwanengesang eines Dichters. Ein Mollton durchschwingt diese Gedichte, und es ist Todesahnung, wenn der kranke Dichter niederschreibt:

Daß sich die Stunden jetzt schon seiner schämen,
Gar seit ich krank bin. Leise fleh' ich nur,
Daß mir noch ein paar Augenblicke kämen,
Eh' gänzlich still steht meines Lebens Uhr,
Ein Augenblick bewußten Seins mir werde,
Dann mag die Zeit verweh'n die letzte Spur
Der einmal Mensch gewes'nen Handvoll Erde . .

--nn

Gemeinden-u.Vereins-Echo

Lehrkurse der Israelitischen Kultusgemeinde München. Programm Frühjahr 1929. I. Univ.-Professor Dr. August M a y e r: „Zur Geschichte der Synagogen in Spanien.“ Vortrag mit Lichtbildern, Donnerstag, 28. Februar, 20.15 Uhr, im Museumssaal, Promenadeplatz 12. Numerierter Sitzplatz RM. 1.—, Saalkarte 60 Rpf., Kategoriekarte 30 Rpf. II. Uriel B i r n b a u m (Wien): Vorlesung aus eigenen Werken, Mittwoch, 6. März, 20.15 Uhr, im Steinickesaal, Adalbertstraße 15. Numerierter Sitzplatz RM. 1.—, Saalkarte 60 Rpf., Kategoriekarte 30 Rpf. III. Dr. E. B r a n d e n b u r g (Weimar): „Uraltes Kulturgut im heutigen täglichen Leben mit besonderer Berücksichtigung des Judentums.“ Mittwoch, 13. März, 20.15 Uhr im Saale des Kunstgewerbehauses, Pfandhausstraße 7. Numerierter Sitzplatz RM. 1.—, Saalkarte 60 Rpf., Kategoriekarte 30 Rpf. IV. Dr. Max M a y e r (Berlin): „Über Neuhe-

bräische Literatur." Mittwoch, 27. März, und Donnerstag, 28. März, 20.15 Uhr, im Steinickesaal, Adalbertstraße 15: Numerierter Sitzplatz RM. 1.50, Saalkarte RM. 1.—. Kategoriekarte 60 Rpf.

Der hebräische Theaterabend findet heute präzis 8 Uhr abends im „Steinickesaal" statt.

Programm:

1. Kol. Jakow, Text von Schklar, Musik von Elli Jakobson, Dirigent am Münchner Schauspielhaus. Gesungen von Frau Sonja Ziegler. Der Komponist am Flügel.
2. Im Schemesch. Von Ch. N. Bialik. Vorgetragen von Max Fischer.
3. Fantasie über jüdische Motive von Elli Jakobson. Der Komponist am Flügel.
4. Beir haharegah. Von Ch. N. Bialik. Vorgetragen von Max Fischer.
5. a) Hachnisini. Von Ch. N. Bialik, Musik von S. Almonn.
   b) Ajech. Von Ch. N. Bialik. Musik von S. Almonn.
   c) Ruach zach von Czernichowski, Musik von Engel. Gesungen von Frau Sonja Ziegler. Herr Kapellmeister Josef Ziegler am Flügel. Violinsolo Herr Moritz Goldberg.

Pause.

Während der Pause Erfrischungsbüfett, gestellt von der Jüdischen Frauengemeinschaft.

6. Hajowel. Von Achikam, Lustspiel in 1 Akt. Regie Max Fischer.
7. Al-Haschchitah. Von Ch. N. Bialik, Sprechchor.

Zionistische Ortsgruppe München. Einer Anregung der Zionistischen Vereinigung für Deutschland Folge leistend, veranstaltet auch die hiesige Ortsgruppe eine Büchersammlung, die der zu gründenden Wanderbibliothek des deutschen Hechaluz zugute kommen soll. Die Schaffung einer solchen großen und umfassenden Wanderbibliothek, die die wichtigsten Erscheinungen der Weltliteratur, der jüdischen und speziell zionistischen Literatur enthält, ist eine unbedingte Voraussetzung für die geistige und gesinnungsmäßige Vorbereitung der Menschen des Hechaluz für die Übersiedlung nach Palästina. Aus technischen Gründen kann im Augenblick eine Buchsammelaktion nicht durchgeführt werden, die Freunde des Hechaluz werden deshalb gebeten, Bücher aus ihrer Bibliothek bzw. Neuanschaffungen, die sie der Wanderbibliothek zur Verfügung stellen wollen, auf dem Büro der Zionistischen Ortsgruppe oder der Redaktion des „Jüdischen Echo" abzugeben.

Wochenprogramm der V. J. St. „Jordania"

Montag, 19.30 Uhr: Fuxenkurs.
Mittwoch, Gemeinsames Mittagessen.
Donnerstag, 20.30 Uhr: Allgemeiner Kurs.

Bar-Kochba, Sportabteilung. Morgen, mittag 1 Uhr, findet im 1860er Stadion, Grünwalder Straße, das Vorentscheidungsspiel für die weitere Teilnahme um die süddeutsche Pokalmeisterschaft zwischen 1860 und Bar-Kochba statt. Es wird für unsere Mannschaft, welche uns bei den Herbstspielen so gut vertreten hat, bestimmt der schwerste von den bisherigen Kämpfen sein. Bei der langjährigen Kampferfahrung und Erfassen jeder Spielsituation bekannten 1860er Elf wird man wohl auf einen sicheren Sieg der „Löwen", wie sie genannt werden, tippen müssen. Die Bar-Kochbaner werden schwer zu kämpfen haben, wenn sie gegen die Meistermannschaft ehrenvoll abschneiden wollen. Wahrscheinlich tritt Bar-Kochba an mit:

Kornhauser 2
Orljansky Kornhauser 1 oder Helfeld
Fleischer Schneuer Felsen
Eisenmann Schuster Dr. Berger Goldstern Gröbel

Treffpunkt der Mannschaft: 12.30 Uhr im Stadion. Dreß: Handballtrikot und blaue Hose.

Bar-Kochba, München. Nur noch wenige Wochen trennen uns von dem am 24. März in der Halle des Turnvereins München von 1860 stattfindenden Schauturnen. Alle aktiven Damen und Herren, sowie sämtliche Jugendliche haben sich pünktlich zu den festgesetzten Übungszeiten in der Luisenschule, Luisenstraße, einzufinden. Niemand darf sich seiner Sportpflicht auch nur teilweise entziehen.

Die Vorstandschaft.

Gesamtausschuß der Ostjuden. Emanuel Karfiol und Frau anläßlich Bar Mizwah ihres Sohnes Arthur 20.—; der Jüdische Kulturverein J. L. Perez kondoliert Jenny Zuckerberg und Familie zum Tode ihres Vaters 2.—.

Geschäftliches

Das älteste Tafelklavier der Welt. Als weitere einzig dastehende Seltenheit ihrer musikgeschichtlich hervorragenden Sammlung hat die Firma J. C. Neupert (Bamberg) das älteste Tafelklavier der Welt erworben und in ihrer Zweigstelle in München, Brienner-Straße 54, ausgestellt. Das Instrument trägt die Jahreszahl 1742 und stammt jedenfalls aus einem Kloster im bayerischen Allgäu. Auf dem Resonanzboden trägt es einen vom Erbauer geschriebenen und gemalten Zettel: „Joh. Socher im Obern Sonthofen, Allgäu 1742". Das Tafelklavier ist in allen Teilen

äußerst sauber gearbeitet, hat einen Tonumfang von 4½ Oktaven und einen auffallend vollen und tragenden Ton. Auf der Innenseite des Deckels ist eine gut erhaltene hübsche Ölmalerei, die hl. Cäcilia, Orgel spielend.

Spendenausweis des Nürnberger Büros

vom 8. Februar 1929

Spendenbuch: Herr und Frau Hermann Freimann anläßlich der Verlobung ihrer Tochter 20.—; Herr Dagobert Plaut anläßlich seiner Verlobung 10.—.

Allgemeine Spenden: durch Herrn Dr. Albert Löb von Herrn Adolf Kahn i. Fa. Schreyer & Co. aus einer Sammlung anläßlich einer Einladung 7.—.

Büchsen: Dr. A. Singer 6.—; Moritz Herz 5.—; Aufhäuser, Siegfried Bergmann je 5.—; Garei 3.69; Lust, Adolf Rosenfelder, Dr. Gundersheimer je 3.—; Leop. Bieringer 3.—; Dr. Julie Rosenthal 2.45; J. Blumenfeld 2.—; Meta Oppenheimer 1.50; Bernhard Bing 1.05; Ad. Bieringer —.77 = 44.46. Summe: 81.46.

Seit 1. Oktober 1928 aufgebracht RM. 1676.07.

Schwesternbund d. München-Loge

Gemütliche Abende

im Mädchenklub, Herzog-Max-Straße 3/I

Montag, 8[15] Uhr:
Rhythm. Kurs (Hzg.-Rudolph-Str. 1/p Rg.)
Dienstag von 8—10 Uhr:
Nähen (Kleider, Weißnähen, Handarbeit).
Donnerstag von 7[30] — 8[30] Uhr:
Englisch (für Anfänger u. Fortgeschrittene
Donnerstag von 8—10 Uhr:
Geselliger Abend (Literat., Biblioth., Musik)

Zu unseren Heimabenden laden wir Mädchen vom 16. Lebensjahre ab herzlich ein. Freier Eintritt. Anmeldung bei Frau Studienrat **Schaalmann**, Tengstraße 37/IV

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Ignaz Emrich, Diplomvolkswirt, München; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog-Max-Straße 4, München.